

Niels Uhlendorf

Beschämungsrituale in der Migrationsgesellschaft

*In diesem Beitrag werden wiederkehrende und institutionell verfestigte Praktiken der Beschämung in einer spätmodernen migrationsgesellschaftlichen Ordnung in den Blick genommen und mögliche Wirkungen auf darin adressierte Subjekte reflektiert. Dafür werden Formen der Scham sowie der Beschämung zunächst theoretisiert, anschließend werden Ergebnisse aus einer Studie zu Diskursen über und biografischen Erzählungen von ›bildungserfolgreichen‹ Deutsch-Iraner*innen vorgestellt. Die besondere Bedeutung von Beschämungsritualen wird anhand einer Falldarstellung hervorgehoben und dabei die politische Dimension von Gefühlen wie Scham problematisiert. Ergebnisse der Studie weisen darauf hin dass sich Beschämungen bzw. Beschämungsrituale einerseits als Abweichung von Normalitätskonstrukten in der imaginierten Gemeinschaft des Ankunftslandes ereignen. Andererseits vollzieht sich die Abwertung von Subjekten vor dem Hintergrund eines Menschenbildes, das auf kontinuierliche Selbstoptimierung und Wettbewerbsorientierung ausgerichtet ist.*

Schlüsselbegriffe: Scham, Beschämung, Migration, Subjektivierung, Macht

In Migrationsgesellschaften spielen Formen der Diskriminierung, rassistischen Positionierung, Degradierung und Abwertung stets eine Rolle, wenn auch in jeweils unterschiedlichem Ausmaß. Während die Selbst- und Fremdpositionierungen von Subjekten dabei von verschiedenen Studien analysiert wurden (zur Übersicht: Mecheril, 2016), zeigt sich eine Vernachlässigung der emotionalen Artikulationen solcher Erlebnisse. Vor diesem Hintergrund widmet sich dieser Beitrag den Formen der Beschämung bzw. dem Schamerleben im Zusammenhang mit der Positionierung als Migrant*in. Der Begriff der ›Migrationsgesellschaft‹ bezieht sich dabei zunächst auf die starke Durchdringung von Gesellschaften durch Migration, was an einer höheren Bereitschaft, an häufiger auftretendem Zwang sowie technisch bedingten Möglichkeiten zur Migration liegt



(vgl. Castles et al., 2014; Mecheril, 2016). Gleichzeitig verweist der Begriff darauf, dass Migration kein rein modernes oder spätmodernes Phänomen ist, sondern dass Gesellschaften seit jeher durch Wanderung gekennzeichnet sind. Somit wird die Normalität von Migration sowie die machtvolle Dynamik von Zugehörigkeitsordnungen in den Vordergrund gerückt.

Ausgehend von den Macht- und Herrschaftsbeziehungen innerhalb solcher migrationsgesellschaftlichen Ordnungen (vgl. ebd., S. 15ff.) stellt sich somit die Frage nach den schamvollen Erfahrungen von Subjekten, wenn sie Ausgrenzungserfahrungen machen oder mit schwer erfüllbaren Erwartungen konfrontiert sind. Nach einer theoretischen Hinführung zu diesem Thema soll dies anhand einer empirischen Auswertung diskutiert werden, in der öffentliche Diskurse über und biografische Erzählungen von Deutsch-Iraner*innen aufeinander bezogen werden. Im Fazit soll gezeigt werden, dass sich solche Beschämungen bzw. Beschämungsrituale einerseits als Abweichung von Normalitätskonstrukten in der imaginierten Gemeinschaft des Ankunftslandes ereignen. Andererseits vollzieht sich die Abwertung von Subjekten vor dem Hintergrund eines Menschenbildes, das auf kontinuierliche Selbstoptimierung und Wettbewerbsorientierung ausgerichtet ist. Dies hängt wiederum stark mit dem nutzenkalkulatorischen Blick zusammen, der in unterschiedlichen Diskursarenen auf Migration geworfen wird (vgl. Lentin & Titley, 2011).

1. Scham und Beschämungsrituale

Léon Wurmser (1990) arbeitete heraus, dass Scham nur selten offen hervortritt, sondern eher in einem Geflecht von Emotionen. Oftmals verberge sie sich hinter ›Masken‹ wie etwa Angst, Wut oder Zorn. Sie übernehme dabei zunächst eine wichtige Funktion als Hüterin des Selbst und schütze dessen Grenzen, wodurch sie für die Herausbildung einer Subjektposition von zentraler Bedeutung sei. Gleichzeitig könne sie jedoch auch äußerst destruktiv, handlungsverhindernd und selbsterniedrigend wirken. Der Facettenreichtum des Schambegriffs und zugleich die Herausforderung ihrer Erforschung zeigt sich dabei schon in den unter-

schiedlichen Unterbegriffen, wie etwa existenzielle Scham, Kompetenzscham, Abhängigkeitsscham, Intimitätsscham, Scham bei aktiver Demütigung, ödipale Scham, Idealitätsscham sowie Scham-Schuld-Dilemmata (vgl. Hilgers, 2012). Gemeinsam sind diesen unterschiedlichen Affekten und Emotionen, dass die bzw. der Einzelne mit der normativen Macht von Idealvorstellungen sowie mit dem Kontrast zwischen dem realen und dem idealisierten Ich konfrontiert wird. Wie Schäfer und Thompson (2009) deutlich machen, erfährt das Individuum in der Scham eine (vermeintliche) Wahrheit über sich selbst, der es kaum entkommen kann und in der sich zugleich der Blick der anderen manifestiert. Die Differenz zwischen idealem (Selbst-)Entwurf und defizitärer Wirklichkeit wird unausweichlich und fordert das Individuum zum Handeln auf. In diesem Sinne steckt in der Scham auch ein desillusionierender Charakter, wenn den eigenen Idealvorstellungen nicht oder nicht mehr genügt werden kann. Zentrale Subjektnormen wie etwa die des leistungsfähigen, souveränen oder autonomen Subjekts erscheinen unerreichbar, was oft krisenhaft erlebt und vor anderen zu verbergen versucht wird. Insofern wirkt die Angst vor Scham als wirkmächtiges »soziales Regulativ« (ebd., S. 25) und ist eng verflochten mit sozialen Leitvorstellungen und Normen. Scham speist sich daher aus der Angst vor einem Verlust von Achtung in der Gesellschaft, wobei die Kohärenz als Akteur, die Akzeptanz seitens der Mitmenschen oder die Integrität als Person infrage gestellt zu sein scheinen (vgl. Neckel, 1993; Freud, 2014 [1930], S. 89). Indem die Selbstachtung intersubjektiv geformt wird, wirkt Scham daher auch als Machtinstrument und als leiblich verankerter Verstärkungsmechanismus für etablierte gesellschaftliche Hierarchien (vgl. Lorenz et al., 2018; Neckel, 1993; Landweer, 1999).

Der Begriff der ›Beschämung‹ soll ausgehend davon auf soziale Praktiken verweisen, mit denen Gefühle der Scham hervorgebracht oder begünstigt werden. Durch identifizierende Handlungen (etwa Blicke, Aussagen, Fragen, Auslachen) werden Möglichkeitsräume begrenzt und Ohnmachtsgefühle verstärkt. Dies kann vom beschämten Subjekt akzeptiert oder abgewehrt werden, es kann weitere Emotionen hervorbringen oder lähmend und destruktiv wirken:

Indem in Beschämungen ein Objekt-Status zugewiesen wird, eine Person auf ein bestimmtes ›So-Sein‹ fixiert wird, Handlungsmöglichkeiten unterbunden oder das Ausgeliefertsein von Seiten der Anderen zur Schau gestellt wird, erweisen sie sich als genuin zerstörerisch. Zerstörerisch zumindest insoweit die Subjekte die damit konnotierten ›Urteile‹ und Zuschreibungen übernehmen. Das durch die Beschämung eingeforderte Anpassungsbestreben kann jedoch Wut oder andere Emotionen hervorrufen und damit in seiner Legitimität herausgefordert werden (Lorenz et al., 2018, S. 218).

Beschämungen können singuläre Ereignisse darstellen oder einen wiederkehrenden und in sozialen Routinen fest verankerten Charakter einnehmen. Dabei können sie in gesellschaftliche Strukturen und Hierarchien eingebettet sein und auf wirkmächtige Diskurse zurückgreifen. Dieser wiederkehrende und institutionell verfestigte Charakter von Beschämungen mit Bezug auf Migrant*innen soll hier mit dem Begriff des ›Beschämungsrituals‹ beschrieben werden. Nach einem soziologischen Verständnis dienen Rituale als Rahmung für Interaktionen sowie als Bekräftigung von sozialen Rollen, Zuschreibungen und Zuweisungen (vgl. Goffman, 1996). Sie können somit nicht nur in ihrer Funktion der Herstellung von Zugehörigkeit und Gemeinschaft betrachtet werden, sondern auch in der performativen Hervorbringung von Differenz und der Schaffung von Hierarchien. Oft gehen beide Facetten miteinander einher, wenn über die Beschämung von Gesellschaftsmitgliedern die eigene ›wir‹-Gruppe gestärkt wird. Mit dem Begriff des Rituals können somit zentrale Erkenntnisse der Diskriminierungsforschung aufgegriffen werden, wonach ungleiche Positionen in natürlichen, unhinterfragten Routinen (re-)produziert werden und durch ihre Regelmäßigkeit auch bei den Betroffenen einen Glauben an die Ungleichwertigkeit erzeugen können (vgl. El-Mafaalani et al., 2017; Gomolla, 2015). Die Frage, wie sich dies auf emotionaler Ebene artikuliert, wurde jedoch bislang nur unzureichend erfasst (vgl. Wellgraf, 2018) und muss in Hinblick auf unterschiedliche Möglichkeitsräume für Subjektbildungen in Migrationsgesellschaften betrachtet werden, wie im folgenden Teil diskutiert wird.

2. Subjektivierung und Scham im Kontext von Migration

Innerhalb einer migrationsgesellschaftlichen Ordnung existieren für Individuen – unabhängig davon, ob sie als Migrant*in wahrgenommen werden oder nicht – verschiedene Möglichkeitsräume der Subjektbildung. Wie Mecheril (2014) herausarbeitet, unterscheiden sich diese insbesondere nach dem rechtlichen Status, materiellem Besitz, sozialer Lage, dominierenden Zuschreibungen, aber auch biografischen Erfahrungen. In diesem Zusammenhang stellt sich u.a. die Frage, welche Diskurse um Gemeinschaft in einem sozialen Feld bestehen und welche Möglichkeiten Individuen haben, sich darin als zugehörig zu definieren. Ein zentrales Ordnungsschema, in dem Subjekte positioniert werden, ist hierbei die Bevölkerung des Nationalstaats. Benedict Anderson (2016) beschreibt diese als ›imaginierte Gemeinschaft‹, da aus einer heterogenen Gesellschaft mit inhärenten Hierarchien und Ausbeutungsverhältnissen die Erzählung einer engen Gemeinschaft und einer natürlichen Zusammengehörigkeit erzeugt werde. Aus dieser Perspektive kann Migration entweder als Chance oder Hürde für die imaginierte Gemeinschaft eines Nationalstaats beschrieben werden und auf die Unterscheidung in ›wir‹ und ›die anderen‹ zurückgreifen. Es bildet sich eine diffuse und mehrdeutige »natio-ethno-kulturelle« Zugehörigkeitsordnung (Mecheril, 2016, S. 16ff.), die strukturiert, wie und als was Subjekte anerkenntbar sind. Anerkennung ist dabei einerseits die zentrale Ressource für die Entwicklung eines positiven Selbstbilds und Bedingung für Subjektbildung schlechthin. Andererseits kann diese einschränkend wirken, wenn Individuen – z. B. aufgrund ihres rechtlichen Status oder aufgrund etablierter Diskurse – nur einen begrenzten Möglichkeitsraum für Subjektbildungen erleben. Judith Butler (2001) versuchte in diesem Zusammenhang zu ergründen, über welche psychischen Mechanismen sich Individuen von einer sie anerkennenden Instanz leiten lassen und welche Potenziale für Widerstand gegen vorgefertigte Subjektnormen es gibt. Statt von direktem Zwang auszugehen, beschreibt sie regulierende Normen, in denen bestimmte Varianten des Seins als normal gelten, während andere als problematisch und ›a-normal‹ erscheinen. Nach diesem Verständnis findet

eine ›Anrufung‹ von (idealen) Subjektformen statt, die der oder die Einzelne »zurückzuweisen, zu unterlaufen oder einzulösen versuchen, denen er [oder sie] aber niemals voll und ganz genügen kann« (Bröckling, 2007, S. 28). Der Wunsch, anerkannt zu werden, übt nach diesem Verständnis einen großen Druck auf Individuen aus, sich als Subjekt anrufen zu lassen und sich an bestehenden Kategorien zu orientieren. Einer solchen normierenden Macht stehen nach Butler jedoch Triebe, Sehnsüchte und Wünsche entgegen, die einerseits vom Zensor unterdrückt werden, andererseits aber auch als Grundlage widerständigen Handelns fungieren können. Zentrale Instanz sei dabei das Gewissen:

Das Gewissen ist das Mittel, durch das ein Subjekt sich selbst zum Objekt wird, indem es über sich reflektiert und sich zum reflektierenden oder reflexiven Subjekt macht. Das ›Ich‹ ist nicht einfach jemand, der über sich selbst nachdenkt; es ist definiert durch diese Fähigkeit der reflektierenden Selbstbeziehung oder Reflexivität. [...] Um das Begehren zu bändigen, macht man sich selbst zum Objekt der Reflexion; indem man seine eigene Alterität erzeugt, wird man zum reflexiven Wesen, das sich selbst als Objekt nehmen kann. [...] Die Rückbeugung des Begehrens, die in der Reflexivität gipfelt, erzeugt jedoch eine andere Ordnung des Begehrens: das Begehren eben nach diesem Zirkel, nach Reflexivität und schließlich nach Subjektivation. (ebd., S. 26f.).

Butler greift hier Freuds Konzept der Verwerfung eines Begehrens (vgl. Freud, 1923) auf und verbindet es mit Foucaults Konzept der Normalisierung von Subjektpositionen über Diskurse und Dispositive. Das Individuum wird als Subjekt anerkenntbar und kann sich bestätigen lassen, indem es auf andere Existenzweisen verzichtet. Der Gewinn an Handlungsfähigkeit durch die Einnahme eines Subjektstatus erscheint somit auch zugleich als eine Unterwerfung unter regulative normative Ideale. Da ein Subjektstatus jedoch niemals ein für alle Mal erreichbar erscheint, bedarf es fortlaufender performativer Akte, um sich als der Anerkennung durch andere würdig zu erweisen. Das Erleben von Scham verweist somit auch auf eine Verletzlichkeit des Subjekts, das seine Anerkennung als

Subjekt immer wieder neu herstellen muss und auf die Bewertungen anderer angewiesen ist. Dadurch erscheinen zentrale Subjektideale gegenwärtiger Gesellschaften teils unerreichbar und hinterlassen Individuen mit einem Gefühl des permanenten Ungenügens. Subjektivität ist aus dieser Perspektive nicht per se gegeben, sondern wird immer wieder neu über subjektivierende Anerkennungspraktiken hervorgebracht und ist somit stets fragil. Über die Scham – so kann in Anlehnung daran argumentiert werden – kann diese grundsätzliche Verletzlichkeit und Fragilität zu verbergen versucht werden. Für die Beschreibung einer Migrationsgesellschaft stellt sich vor diesem Hintergrund zugleich die Frage, welche Kategorien, Begriffe, Beschreibungsweisen für Migrant*innen existieren und auf welche Weise diese psychisch bedeutsam werden.

3. Diskurse über und Subjektbildungsprozesse von ›bildungserfolgreichen‹ Deutsch-Iraner*innen

An dieser Stelle soll das in Abschnitt II beschriebene Verhältnis zwischen diskursiven Repräsentationen und Subjektbildungsprozessen empirisch in den Blick genommen werden und dabei die Bedeutung schambehafteter Erfahrungen reflektiert werden. Das hier vorgestellte Material stammt aus einer Studie, in der Diskurse über das (vermeintliche) Kollektiv von Deutsch-Iraner*innen sowie biografisch-narrative Interviews mit Menschen, die in ihrer Kindheit oder Jugend aus dem Iran nach Deutschland migriert sind und im Sinne gängiger Kategorisierungen als ›bildungserfolgreich‹ gelten, ausgewertet wurden (vgl. Uhlendorf, 2018). Dieses spezielle Forschungsinteresse ergab sich daraus, dass Deutsch-Iraner*innen in Untersuchungen und Statistiken als überdurchschnittlich bildungs- und berufserfolgreich erscheinen (vgl. Statistisches Bundesamt, 2016; Woellert & Klingholz, 2014), sie jedoch zugleich auch mit abwertenden, antimuslimischen und orientalisierenden Zuschreibungen konfrontiert sind (vgl. Said, 1997). Aus dieser Spannung heraus entstand das Interesse für das wechselseitige Geschehen zwischen Anrufungen und Erwartungen in diskursiven Repräsentationen einerseits und Subjektbil-

dungsprozessen von Deutsch-Iraner*innen, die als »bildungserfolgreich« gelten, andererseits.

Für die Rekonstruktion von Diskursen wurde die Wissenssoziologische Diskursanalyse (Keller, 2011) herangezogen, mit der insgesamt 167 öffentlich erschienene Beschreibungen von Deutsch-Iraner*innen ausgewertet und zu übergreifenden Subjektmodellen verdichtet wurden. Ein Subjektmodell kann in Anlehnung an Reckwitz (2006) »als normativideales Muster gelungener Subjekthaftigkeit« in einem sozio-kulturellen Kontext verstanden werden, »so wie es für die jeweilige Praktik angemessen und passend erscheint« (ebd., S. 43). Kehrseitig zeigt sich eine »gelungen[e] Subjekthaftigkeit« auch ex negativo in Modellen, von denen sich abgegrenzt wird. Aus unterschiedlichen Datenbanken, die Veröffentlichungen in zentralen Publikationsorganen (u. a. Der Spiegel, Die Zeit, BILD, Focus) versammeln, sind Artikel, Interviews und weitere Darstellungen zwischen den Jahren 2000 und 2014 ausgewählt worden, in denen Deutsch-Iraner*innen als Individuum und/oder als Kollektiv repräsentiert wurden. Zu Anfang wurden eher wenige Suchbegriffe verwendet, die nach einer ersten Analyse jedoch weiter ausdifferenziert und fortlaufend erweitert wurden, um weitere Texte mit einzubeziehen. In diesem Sinne folgte das Verfahren der diskursanalytischen Adaption des theoretischen Samplings (vgl. Keller, 2011; Strauss & Corbin, 1996). In der Auswertung wurden die Texte anschließend zunächst offen kodiert und dann Schritt für Schritt zu übergreifenden Kategorien verdichtet.

Für die Rekonstruktion von Subjektbildungsprozessen wurden biografisch-narrative Interviews (Schütze, 1983) geführt, wobei neben der Migration in der Kindheit oder Jugend und dem Alter zum Zeitpunkt des Interviews (25 bis 40 Jahre) der Bildungsstand ein Auswahlkriterium war. Darüber hinaus folgte die Auswahl der Interviews ebenfalls dem theoretischen Sampling (vgl. Strauss & Corbin, 1996): Zunächst wurden elf biografisch-narrative Interviews mit Personen geführt, die sich in ihren objektiven Daten möglichst stark unterschieden. Nach einer ersten Analyse der jeweiligen Eingangserzählungen wurden dann wiederum im Sinne maximaler Kontrastierung fünf Interviews für Feinanalysen ausgewählt, die im Sinne von Idealtypen unterschiedliche Umgangsweisen mit

gesellschaftlichen Anrufungen darstellen. Die Auswertung orientierte sich zunächst an der Narrationsanalyse (Schütze, 1983), wobei im Gegensatz zu dieser Methode ein stärker dekonstruierender Blick zum Tragen kam. Das heißt, dass das Material vor allem als Diskursproduktion der Interviewten über ihr eigenes Leben verstanden wurde und weniger als »mehr oder minder authentische Repräsentation gelebter Erfahrung« (Koller in: Apitzsch et al., 2006, S. 48). Im Vordergrund stand vielmehr die Art der sprachlichen Darstellung und damit die jeweils situative Performance einer Biografie. Die Subjektmodelle, die zuvor aus dem Diskurs herausgearbeitet wurden, sind als sensibilisierende Konstrukte an das Material herangetragen worden, ohne die Interpretation hierauf zu verengen.

*3.1 Subjektmodelle von Deutsch-Iraner*innen im Diskurs*

In der Rekonstruktion diskursiver Repräsentationen von Deutsch-Iraner*innen haben sich vier übergreifende Subjektmodelle ergeben:

1. Die dargestellten Personen oder Gruppen werden über außergewöhnliche und überdurchschnittliche Produktivität im Sinne fortlaufender Optimierung eingeführt. Implizites Ziel ist es dabei, den antizipierten Durchschnitt der Ankunftsgesellschaft zu *übertreffen* und möglichst als (Wettbewerbs-)Vorteil für die imaginierte Gemeinschaft des Ankunftslandes zu erscheinen. Dieses Modell zeigt sich etwa in einer Gegenüberstellung von Deutsch-Iraner*innen mit Migrationsgruppen, die statistisch gesehen weniger Erfolge aufweisen: »Hätte in der Türkei ähnlich wie im Iran ein islamistischer Putsch stattgefunden, dann wären aus Istanbul die Besten nach Berlin geflohen. Stattdessen hat Deutschland vorrangig Unqualifizierte aufgenommen. Eine türkische Minderheit aus gebildeten politischen Flüchtlingen hätte wahrscheinlich – wie jetzt die iranische – bessere Abiturnoten vorgelegt als der hiesige Gesamtdurchschnitt« (Die Welt, 2010, o. S.). Zahlreiche Beschreibungen von Aufsteiger*innen und Begrifflichkeiten wie ›Vorzeige- oder Ausnahme-Migrant*innen‹ verweisen auf außergewöhnliche Leistungen von den beschriebenen

Subjekten, was mitunter als Selbstaufgabe für die Ankunftsgesellschaft beschrieben wird.

2. Ebenfalls wird eine hohe Bereitschaft zur kontinuierlichen Arbeit an sich selbst hervorgehoben, um sich an das Normalmodell der Ankunftsgesellschaft anzupassen. Hierbei geht es weniger darum, einen Durchschnitt zu übertreffen (wie in Modell 1), sondern vielmehr darum, dem beschriebenen Durchschnitt soweit nahezukommen, dass die repräsentierten Subjekte kaum noch als Migrant*innen(gruppe) wahrgenommen werden. Vor diesem Hintergrund wird gerade auch die *Unauffälligkeit* als besonders positiv hervorgehoben: »Die Iraner in Deutschland waren immer ein wenig stolz auf ihre Unauffälligkeit. Die überwältigende Mehrheit [...] kommt in ihrer neuen Heimat so gut zurecht, dass sie als Gruppe kaum wahrgenommen wird« (Die Zeit, 2006, o. S.). Vor diesem Hintergrund werden die Gruppe sowie einzelne Subjekte häufig vor dem Hintergrund des Integrationsdiskurses beschrieben, was oft eine Abgrenzung vom Herkunftsland Iran impliziert; etwa durch Titel wie »Im ›Feindesland‹ gut integriert« (Nürnberger Zeitung, 2003, o. S.).
3. Auf der anderen Seite gibt es ein eher problematisierendes Subjektmodell, das die mangelnde Passförmigkeit von Personen für spätmoderne, kapitalistische Anforderungen präsentiert. Dies geht teils mit der Zuschreibung einer bewussten ›Integrationsverweigerung‹ einher, häufiger aber mit einer vermeintlichen ›Unfähigkeit zur Integration‹ (z. B. aufgrund einer zu starken Verhaftung in ›der‹ Herkunftskultur). Eine typische Beschreibung für dieses Subjektmodell zeigt sich etwa in der folgenden Darstellung, die ein Deutsch-Iraner selbst vornimmt, um sich von vermeintlich weniger integrierten Personen abzugrenzen: »Ich habe nie die Leute verstanden, die in ein Land wie Deutschland kommen, die dort geltenden Regeln nicht beachten und stattdessen weiterhin die eigene Kultur und Heimat in der Fremde konservieren wollen« (Cicero 2012).
4. Zudem wird eine Bedrohlichkeit hervorgehoben durch die Nähe zu Kriminalität, Terrorismus oder bestimmten politischen Bewegungen. Insbesondere der 11. September 2001 wird hier als Referenz ange-

führt und Deutsch-Iraner*innen werden in diesem Zusammenhang als ›bedrohliche Gruppe‹ beschrieben. Auch indem die Konflikte im Iran so präsent sind, wird explizit und implizit auf die Gefahr hingewiesen, dass diese auf den europäischen Boden verlegt und hier ausgelebt werden. Dies zeigt sich etwa an der Berichterstattung über Selbstverbrennungen von Deutsch-Iraner*innen in verschiedenen deutschen Städten: »Protestierende Exil-Iraner haben in mehreren europäischen Städten zu selbstmörderischen Mitteln gegriffen. Mehrere Demonstranten [...] haben sich selbst angezündet, um gegen das Vorgehen der französischen Behörden gegen die iranischen Volksmudschahidin zu protestieren« (Spiegel Online, 2003, o. S.). In einem anderen Beitrag wird wiederum die Nähe zu islamistischen Bewegungen hervorgehoben. So sei eine Stadt wie Hamburg etwa dadurch, dass dort viele »Iraner und Afghanen« wohnen, ein »optimales Betätigungsfeld« für Islamisten (Die Welt, 2001, o. S.).

Solche Repräsentationen verweisen somit auf eine leistungsorientierte und zugleich an festen Normen und Leitvorstellungen angepasste Figur, die möglichst wenig Gefahr oder Fremdheit auf sich projizieren lässt. Die Darstellungen verweisen auf ein überhöhtes und den Ansprüchen der Ankunftsgesellschaft umfassend unterstelltes Subjektideal. So werden die Beschreibungen sehr häufig aus der Perspektive des Ankunftslandes heraus formuliert und präsentieren eher selten die Diskriminierungserfahrungen von Zugewanderten. Vielmehr banalisieren sie diese an einigen Stellen als notwendige ›Schule des Lebens‹, also als eine schmerzliche Erfahrung, die durchlebt werden muss, um im Leben voranzukommen und leistungsfähig sein zu können. Während solche Leitvorstellungen aus den hier beschriebenen Diskursen herausgearbeitet werden können, muss dies nicht heißen, dass sie in ähnlicher Weise von Biografieerzähler*innen erlebt werden. Im Folgenden soll daher eine Erzählung dargestellt werden und das darin präsentierte schamvolle Erleben von an sie herangetragenen Subjekterwartungen.

3.2 Biografische Erzählung: Laila (anonymisiert)¹

Laila ist zum Zeitpunkt des Interviews 25 Jahre alt. Bereits kurz nach ihrer Geburt im Iran lassen sich ihre Eltern scheiden und sie wird – im Sinne des iranischen Rechts – dem Vater und dessen Familie zugesprochen. Sie gibt an, keine Erinnerungen mehr an ihre leibliche Mutter zu haben, im Interview taucht diese auch nicht mehr auf. Sie wächst zunächst bei der Mutter ihres Vaters auf, die sie im Interview als ihre eigene »Mutter« bezeichnet. Ihr Vater lebt währenddessen zum Studium in einer anderen Stadt, sodass sie zu diesem zunächst kaum eine feste Bindung aufbauen kann:

Mein Vater war ja die ganze Zeit am lernen [...] bis jetzt immer noch, er is eigentlich mit seinem Job verheiratet (lacht). Und bin dann halt die ganze Zeit mit meiner Omma gewesen, die is aber für misch, die hat die Rolle von meine, wie ne Mutter für misch übernommen, die nenn isch auch Mutter.

Mit 13 Jahren soll sie, vermutlich auf Wunsch des Vaters, zu diesem ziehen, was sie als dramatischen Bindungsverlust von ihrer Mutterfigur beschreibt. Die enge Beziehung zur Großmutter erschließt sich dabei aus der physischen wie auch emotionalen Abwesenheit des Vaters. Im Interview werden die tragischen Situationen zugleich durch eine anekdotisch-heitere Darstellung abzuschwächen versucht: »Ich hab fast jede Nacht ge/ (lacht) geweint (lacht beim Sprechen) weinend ins Bett gegangen [mhm], weil ich voll traurig war, ne? Dass ich jetzt von ihr getrennt bin«. Während sie ihre Großmutter zunächst noch regelmäßig besuchen kann, entschließt sich der Vater ein bis zwei Jahre später dazu, zur Promotion nach Deutschland zu gehen und Laila mitzunehmen, sodass sie nur noch per Telefon mit ihrer Großmutter Kontakt halten kann. Ihre Wünsche, im Iran bleiben zu können, werden jedoch vom Vater bagatellisiert: »Gewöhnst du dich daran und so, is ja ganz normal [...] dann hat er mich dann halt mitgenommen, dann sind wir hierhergezogen«. Die Ankunft in Deutschland erschwert sich jedoch nicht nur infolge dieses Bindungsverlustes, sondern auch dadurch, dass sie sich in der Schule nicht

willkommen fühlt und ihre Mitschüler*innen als »irgendwie aggressiv« und »gewalttätig« erlebt. So wird die Schule als »Schrecken« beschrieben und sie sei dort geschlagen und an den Haaren gezogen worden, »trotz ich in meinem Platz saß und nix gemacht hab, ich konnte keine Sprache so, ne?«. Die Sprachlosigkeit, die verlorene emotionale Bindung sowie Gewalterfahrungen in der Schule verdichten sich für sie zu einem Gefühl des Ausgeliefertseins an andere, was im Interview schambehaftet repräsentiert wird. Auch leiblich vermittelte Auswirkungen dessen werden artikuliert: »Seitdem hab ich das Gefühl, meine Haare sind wirklich dünner geworden«.

Erst nachdem ihr Vater die Situation an der Schule selbst erlebt und die Gewalt am eigenen Leib erfährt, entschließt er sich dazu, Laila von der Schule abzumelden. Anschließend besucht Laila zwei Schulen gleichzeitig, um die iranische wie auch deutsche Hochschulzugangsberechtigung erhalten zu können. Dies erscheint auch als Ausdruck einer Ungewissheit, da sie noch nicht weiß, ob sie in Deutschland bleiben oder wieder in den Iran zurückkehren wird. Insbesondere im deutschen Bildungssystem sei ihr hierfür wenig Verständnis entgegengebracht worden (»die deutsche Schule [...] die Lehrer (1) konnten das nich so doll nachvollziehn [...] deshalb ham die mich auch nich immer verstanden«), was für sie in einem hohen Leistungsdruck resultiert, um den Anforderungen beider Schulen gerecht zu werden. Die Erwartung, sich möglichst am Normalmodell der Ankunftsgesellschaft zu orientieren, geht auch damit einher, dass Mehrfachzugehörigkeit als problematisch angesehen wird und von Lehrkräften häufig als unzureichender Integrationswillen interpretiert wird. Zugleich wird sie von Lehrkräften immer wieder dazu aufgerufen, sich für die Politik des Irans zu verteidigen und wird mit Entscheidungen des iranischen Staats personifiziert:

[Ein Lehrer] is jedes Mal in Unterricht reingekommen (1) als er mich gesehn hat, ja (2) (seufzt) Sie, Sie wissen, na? Sie müssen jetz wissen, was jetzt Iran (1) [...] macht und mit dem ganzen Atom-bombe und blah blah blah [mhm] *was hab ich denn damit zu tun?*

Solche Situationen werden von ihr als äußerst beschämend beschrieben zudem sie sich zu dem Zeitpunkt noch nicht als sprachversiert genug erlebt, um darauf eine ›schlagfertige‹ Antwort zu geben und die Situation ebenfalls sprachlähmend wirkt. Zugleich wird ihre Suche nach Zugehörigkeit in der Adoleszenz weiter erschwert, da sie sich primär als Außenseiterin wahrnimmt: »Man fühlt sich auch (zittrige Stimme) kleiner im Vergleich zu de andere Studenten, die da sitzen und die gucken dich dann auch so komisch an, was hast *du* denn jetzt Falsches getan? [mhm] (1) Du kannst dich auch nicht *verteidigen* (1) was sollt ich denn de Lehrer sagen, [...] er gab mir eh jedes Mal fünf«. Nicht nur die Ohnmacht selbst, sondern die Blicke der anderen darauf erzeugen die hier artikulierten Schamgefühle und bringen bei ihr primär einen Wunsch nach Unsichtbarkeit hervor.

Vor diesem Hintergrund wird das Ankunftsland in ihrem Narrativ insgesamt als missachtend und diskriminierend präsentiert. Zugleich wird dies jedoch auch als Ansporn beschrieben, sich stark in ihren beiden Schulen anzustrengen (»Tag und Nacht gelernt«, »ich hab kaum geschlafen«, »ich musste die ganze Zeit lernen«, »musst du da kämpfen«), wobei auch die implizite Erwartungshaltung ihres Vaters und ihrer gesamten Familie eine wichtige Rolle spielen. Nach dem Erreichen von zwei Schulabschlüssen beginnt Laila zunächst ein Studium im Iran; eine Zeit, die sie im Kontrast als sehr positiv beschreibt. Doch auf Wunsch ihres Vaters kehrt sie nach einem Semester zurück nach Deutschland, während dieser nach dem Abschluss seiner Promotion selbst keine Bleibeperspektive in Deutschland hat. Sein Einfluss auf Laila zeigt sich in der schnellen Akzeptanz ihrerseits, obwohl sie gerne im Iran bleiben möchte:

Hab ich mein Vater angerufen, hab ich gesagt Papa, *ne* (1) ich komme nich zurück (1) warum soll ich zurückkommen? Es macht gar keinen Spaß, dort zu sein [...] Aber weil mein Vater schon hier promoviert äh studiert hat, mein Opa hat auch hier studiert, deshalb muss ich, naja, muss ich nicht hier studieren, aber (1) ist dann schön aus (1) angesehn [...] deshalb hat er gesagt, ne, komm hier, studier mal hier und so [...] Dann bin ich nach dem Semester (1)

wieder hierher gekommen (1) (lacht) (1) was ich bis *jetz* bereue [...] ich bereue es wirklich von *tiefem* Herzen.

Einerseits erscheint ihre Existenz in Deutschland somit als Fehler, auf den sie sich hier eingelassen hat. Andererseits zeigen sich auch die hohen Erwartungen und Idealvorstellungen ihrer Familie, für die Laila einen Abschluss erreichen möchte, der im Iran angesehen ist. Ihre Erfahrungen nach der Rückkehr nach Deutschland sind hierbei eher schmerzhaft und sie erlebt zunächst viele bürokratische Hürden, sich überhaupt einschreiben zu können. Während das Studium in Deutschland grundsätzlich mit hohem Wert belegt wird, erlebt sie schon institutionell, dass sie hierfür nicht »einfach so« akzeptiert wird und sich vielfach bewähren muss. Nachdem es ihr gelingt, erscheinen die Studienfächer für sie als problematisch und sie wechselt Stadt und Fächer mehrmals, bevor sie ein Studium in einer anderen Stadt beginnt. Dies wird im Interview dann als »Traumstudium« bezeichnet und auch ihre Nebentätigkeit stellt sie als »Traumjob« vor, in dem sie auch gegenwärtig noch arbeitet. Ebenfalls hat sie einen Partner kennengelernt und nach einiger Zeit geheiratet. Der Grundton ihrer Erzählung bleibt jedoch eher melancholisch (»einfacher hat das mein Leben auf jeden Fall nich gemacht«). Dem Interviewten gegenüber bringt sie mehrfach zum Ausdruck, dass sie ihr Leben in Deutschland weiterhin als Fehler wahrnimmt und sich in den Iran zurücksehnt. Abgesehen von ihrem Ehepartner beschreibt sie sich als eher beziehungsarm und selbst zu ihrer besten (und primären) Freundin kann sie kaum noch Kontakt halten, da diese im Iran lebt und nach Kanada auswandern möchte: »Ja, einzige Freundin, ich hab eigentlich (1) nich so viele Freunde, ne? [...] is 25, so wie ich, die is *jetz Anwältin* geworden, schon vor Monaten [...] aber sie meinte auch letztens, ihr Freund lebt in Kanada und versucht dann dahin zu gehen«. Neben der geografischen Distanz stellt sich dabei der von Laila vorgenommene Vergleich als Hürde für die Freundschaft dar: »Ich vergleich mich ja immer mit meine Freunde [mhm] ich sach, guck mal trotz man in gleiche Alter is, was die erreicht haben was du erreicht hast«. Das eigene Minderwertigkeitsgefühl infolge des noch nicht abgeschlossenen Studiums erscheint somit als

kaum überwindbare Hürde in der emotionalen Bindung zu einer ihrer wichtigsten Freundinnen. In diesem Sinne übernimmt sie auch einen Blick der Ankunftsgesellschaft auf das eigene Leben, in dem die besonderen Herausforderungen der Migration wenig anerkannt werden und sie primär an erreichten Erfolgen im Ankunftsland bemessen wird; ein defizitärer Blick, der schamvoll erlebt wird und das Gefühl von persönlichem Ungenügen steigert. Eine solche Abwertung antizipiert sie wiederum auch von ihrem sozialen Umfeld im Iran, von dem sie wenig Verständnis bei einem nicht abgeschlossenen Studium erwartet:

Jedes Jahr will ich zurückgehn, jedes Jahr, jedes Jahr bin ich bis hier, ne? [...] Aber es geht auch nich, weil (2) es is mir dann auch irgendwie peinlich, weil ich ken/ ich hab seit so viel Jahren hier gekämpft, um zu studiern und jetzt gehst du ohne enen Abschluss, ne? Zu seine Familien [mhm] und sachst so, ja hallo hallo ich bin jetzt da ohne irgendein Abschluss, dann fragen die auch [...] was hast du denn die ganze Zeiten dort gemacht? Außer mit Ausländerbehörde gekämpft zu haben (lacht leise) [mhm] ne? das will ich auch nicht.

Ihre Leistungen (»mit Ausländerbehörde gekämpft zu haben«) werden in ihrer Vorstellung der Blicke der Anderen abgewertet mit dem Ausbleiben eines verwertbaren Erfolgs (»ohne enen Abschluss«). Vor diesem Hintergrund wird das Wiedertreffen mit ihrer Familie als äußerst schamvoll imaginiert und sie sieht nur die Möglichkeit einer Rückkehr, wenn sie nachaußen sichtbare Erfolge vorzeigen kann. Der instrumentelle Charakter des Migrationsprojekts, das sehr stark mit sozialem Ansehen und akademischen Qualifikationen verbunden wurde, wird in diesem Sinne herausgefordert durch die verschiedenen Beschämungserfahrungen, die Laila im Ankunftsland macht: etwa die Ohnmachtserfahrungen in der Schule als Kind, die Abwertung von ihr und ihrer Herkunft seitens der Lehrkräfte und die fehlende Wertschätzung ihrer Leistungen in Schule und Studium. In ihrer Erzählung wird deutlich, wie sie durch Leistung versucht, von anderen anerkannt werden zu können, während ihre eigene Biografie von vielen schmerzhaften Trennungserfahrungen gekennzeichnet ist. Die institutionellen Hürden, die sie erlebt und die sie von einem

Erreichen ihrer Ziele abhalten, bringen somit auch wiederholt eine Entwertung von ihr als ganzer Person mit hervor. In ihrer Darstellung scheint sie gefangen in einer Situation, der sie zu entkommen versucht, die sich jedoch immer wieder aktualisiert und sie mit einer gewissen Resignation zurücklässt. Dabei greift sie verschiedene Subjektmodelle aus Diskursen auf, ist auch hier jedoch verstrickt in den dort inhärenten Widersprüchen, sodass sie auch von diesen in einem Schamgefühl zurückgelassen wird. Sie orientiert sich immer wieder an Normalitätskategorien, wenn sie sich mit anderen vergleicht, und bleibt mit Gefühlen eines Ungenügens zurück. Dies liegt mitunter an teils unrealistisch hohen Anforderungen und an nicht einlösbaren Anpassungserwartungen im Diskurs. Mit ihrem transnational ausgerichteten Migrationsprojekt kann sie diesen Idealen kaum genügen, sodass sie sich wiederholt mit Zuschreibungen einer fehlenden Leistungsfähigkeit sowie teils auch der Gefährdung des Ankunftslands konfrontiert sieht. Zugleich muss sie sich zwar im Rahmen eines Optimierungsdispositivs bewähren, ihre Leistungen (beispielsweise zwei Schulabschlüsse gleichzeitig zu absolvieren) werden jedoch nicht als solche anerkannt, sondern vielmehr als Mangel an Integrationsbereitschaft wahrgenommen. Dies wiederum lässt sie mit einer Scham zurück, da ihr bisheriges Tun nicht als vorzeigbare Leistung anerkannt wird.

4. Diskussion

Wie das hier diskutierte Material aufzeigt, verwirklichen sich Beschämungsrituale in Migrationsgesellschaften einerseits im Zusammenhang mit normierenden Diskursen, die von Migrant*innen eine umfassende Anpassung und Unterordnung unter das Konstrukt der ›imaginierten Gemeinschaft‹ einfordern. So sieht sich die hier vorgestellte Interviewte immer wieder konfrontiert mit einem fordernden Blick der Ankunfts-gesellschaft, dem sie trotz starker Bemühungen kaum genügen kann. Neben dieser Anforderung, sich im Ankunftsland stark an einem bestehenden Normalitätsbild zu orientieren, wirken andererseits hohe Leistungsanforderungen für sie beschämend und lassen sie mit dem Gefühl zurück,

zu wenig erreicht zu haben, um sich selbst als zugehörig verstehen zu können. Die damit einhergehenden Beschämungen vollziehen sich somit vor dem Hintergrund eines Menschenbildes der Selbstoptimierung (vgl. King et al., 2018; Bröckling, 2007), in der soziale Anerkennung von der kontinuierlichen Überschreitung des bestehenden Status Quo abhängt. Die Schattenseite einer solchen Optimierungskultur manifestiert sich in Gefühlen von Versagen und Minderwertigkeit, wenn das Real-Selbst wiederholt hinter dem Ideal-Selbst zurückbleibt (vgl. Haubl, 2008). Im Kontext von Migration verbindet sich dieses Leistungs- und Optimierungsdispositiv mit diskriminierenden Praktiken und Diskursen, die Migrant*innen als defizitäre Subjekte konstruieren und ihre Anstrengungen nicht als Leistungen anerkennen. Somit werden Repräsentationen von Deutsch-Iraner*innen – wie Diskurse um Migration generell (vgl. Friedrich & Schultes, 2011; Lentin & Titley, 2011) – als binäres Spannungsfeld beschrieben zwischen leistungsstarken ›Ausnahme-Migrant*innen im Gegensatz zu einer vermeintlichen Masse von ›unproduktiven‹ Zugewanderten, die einen Wettbewerbsnachteil darstellen. Sich zwischen diesen beiden Polen zu positionieren, stellt dann eine schwierige biografische Aufgabe dar, wie sich an dem hier diskutierten Fallbeispiel zeigt. Denn während offenbar nur wenige Migrant*innen das beschleunigte Vorankommen einer imaginierten Gemeinschaft personifizieren, stehen viele andere für deren Verlangsamung oder für eine Bedrohung des Ankunftslandes. Im Sinne eines ›racialized neoliberalism‹ (ebd.) verbinden sich somit Logiken der Inneren Sicherheit, der kulturalisierenden Unterteilung in ›gute‹ und ›schlechte‹ Migrant*innengruppen und dem utilitaristisch-ökonomischen Blick auf diese (vgl. ebd., S. 166). Rassistische Abwertungen manifestieren sich somit innerhalb von Leistungs- und Optimierungsdiskursen, die außergewöhnliche Leistungen für Akzeptanz einfordern und Praktiken, die nicht als Vorteil für die Ankunftsgesellschaft gewertet werden können, als Mangel markieren. Ausgehend davon beschreiben Studien einen »Marktförmigen Extremismus« als »gegenwärtige, ökonomisch-nutzenkalkulatorisch motivierte Legitimationsgrundlage für Abwertung, Ausgrenzung und Rassismus« (Groß & Hövermann, 2018, S. 123). So konnte auch empirisch gezeigt werden (vgl.

ebd.), dass ökonomistische und wettbewerbsorientierte Einstellungen die Abwertung von ganzen Gruppen befördern, denen wenig Produktivität zugeschrieben wird. Migrant*innen sind von solchen Zuschreibungen überdurchschnittlich häufig betroffen und werden nur unter bestimmten Voraussetzungen als Vorteil für die imaginierte Gemeinschaft des Ankunftslandes beschrieben.

Die hier beschriebene Scham entsteht somit als Reaktion darauf, innerhalb des Ankunftslandes nur begrenzte Möglichkeiten zu finden, sich als erfolgreiches Subjekt zu erzählen. Stattdessen werden Defizitzuschreibungen und Gefühle beschrieben, niemals genug getan zu haben, wie sich auch an anderen Interviews in der Studie zeigte (vgl. Uhlendorf, 2018). Ausgehend davon soll es an dieser Stelle noch um eine Sensibilisierung für die Perspektiven gehen, die auf Scham eingenommen werden können. Die hier beschriebenen Ansätze zeigen auf, dass Affekte und Gefühle naheliegenderweise häufig auf der Ebene des Subjekts verortet und psychisch zu entschlüsseln versucht werden. Zugleich liegen ihre Grundlagen ebenso auf der Ebene von Institutionen und Organisationen sowie auf der Ebene gesellschaftlicher Verhältnisse: »Schamgefühle betreffen also das Subjekt, sie werden in intersubjektiven und institutionalisierten Zusammenhängen hervorgebracht und lassen sich [...] als emotionaler Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse verstehen« (Lorenz et al., 2018, S. 219). Aus forschungspraktischer Sicht ist es daher wichtig, die wechselseitige Durchdringung dieser Ebenen herauszuarbeiten und Schamgefühle auch als Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse zu dekodieren. In ähnlicher Weise spricht sich Stefan Wellgraf (2018) für eine politische Lesart von Gefühlen aus, da sich soziale und institutionell verfestigte Konfliktlinien oft auf einer vorreflexiven Ebene manifestieren und teilweise nur dadurch artikulieren. Wie sich bei dem hier beschriebenen Beispiel gezeigt hat, entsteht Scham etwa durch die Ausrichtung an idealisierten Musterbeispielen, die in Diskursen (mit) erzeugt und von Akteur*innen in wirkmächtigen Institutionen weiter verfestigt wurden: Subjekte können den Status als permanente Anwärt*innen somit nur mit immensem Aufwand verlassen und sind zugleich wiederholt mit einem defizitären Blick auf die eigene Lebensführung konfrontiert. Dies

begünstigt wiederum ein Ohnmachtserleben im gesellschaftlichen Feld, da der abwertende Blick als selbstverständlich erlebt wird und auch eine hohe Leistungsorientierung teils nur begrenzt etwas an den erlebten Dilemmata ändern kann.

► Anmerkungen

- 1 Vollständige Fallauswertung in: Uhlendorf 2018 (S. 288-311). Transkriptionsregeln: [...] – Auslassung; [Text] – Einwurf des Interviewers; Tex/ - Wortabbruch; (Text) – Nonverbales; ? – Frageintonation; *Kursiv* – besonders betont oder laut gesprochen

► Literatur

Anderson, Benedict (2016). *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso.

Apitzsch, Ursula, Fischer, Wolfram, Koller, Hans-Christoph & Zinn, Jens (2006). Die Biographieforschung – kein Artefakt, sondern ein Bildungs- und Erinnerungspotential in der reflexiven Moderne. In Wolf-Dietrich Bukow, Markus Ottersbach, Elisabeth Tuider & Erol Yildiz (Hrsg.), *Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess* (S. 37-60). Wiesbaden: VS Verlag.

Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2001). *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Castles, Stephen, de Haas, Hein & Miller, Mark J. (2014). *The Age of Migration: International Population Movements in the Modern World*. 5. Aufl. Basingstoke: Palgrave MacMillan.

El-Mafaalani, Aladin, Waleciak, Julian & Weitzel, Gerrit (2017). Tatsächliche, messbare und subjektiv wahrgenommene Diskriminierung. In Albert Scherr, Aladin El-Mafaalani & Emine Gökçen Yüksel (Hrsg.), *Handbuch Diskriminierung* (S. 173-190). Wiesbaden: Springer VS..

Freud, Sigmund (2014 [1930]). *Das Unbehagen in der Kultur*. Hamburg: Severus Verlag.

Freud, Sigmund (1923). *Das Ich und das Es*. Leipzig u.a.: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.

- Friedrich, Sebastian & Schultes, Hannah (2011). Von »Musterbeispielen« und »Integrationsverweigerern«. Repräsentationen von Migrant_innen in der »Sarrazindebatte«. In Sebastian Friedrich (Hrsg.), *Rassismus in der Leistungsgesellschaft* (S. 77-95). Münster: Edition Assemblage.
- Goffman, Erving (1996). *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gomolla, Mechthild (2015). Institutionelle Diskriminierung im Bildungs- und Erziehungssystem. In Rudolf Leiprecht & Anja Steinbach (Hrsg.), *Schule in der Migrationsgesellschaft. Ein Handbuch. Band 1: Grundlagen –Diversität – Fachdidaktiken* (S. 193-219). Schwalbach: debus.
- Groß, Eva & Hövermann, Andreas (2018). Marktförmiger Extremismus. Abwertung, Ausgrenzung und Rassismus vor dem Hintergrund einer Ökonomisierung der Gesellschaft. In: Mechthild Gomolla, Ellen Kollender & Marlene Menk (Hrsg.), *Rassismus und Rechtsextremismus in Deutschland* (S. 110-126). Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Haubl, Rolf (2008). Die Angst, persönlich zu versagen oder sogar nutzlos zu sein - Leistungsethos und Biopolitik. *Forum der Psychoanalyse* 24, 317–329.
- Hilgers, Micha (2012). *Scham. Gesichter eines Affekts*. 4. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Keller, Reiner (2011). *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag.
- King, Vera, Gerisch, Benigna & Rosa, Hartmut (Hrsg.). (2018). *»Lost in Perfection«: Impacts of Optimisation on Culture and Psyche*. London: Routledge.
- Landweer, Hilge (1999). *Scham und Macht. Phänomenologische Untersuchungen zur Sozialisation eines Gefühls*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Lentin, Alana & Titley, Gavan (2011). *The Crises of Multiculturalism. Racism in a Neoliberal Age*. London: Zed Books.
- Lorenz, Friederike, Magyar-Haas, Veronika, Neckel, Sighard & Schnoneville, Holger (2018). Scham in Hilfekontexten. Zur Beschämung der Bedürftigkeit. In Kommission Sozialpädagogik (Hrsg.), *Wa(h)re Gefühle? Sozialpädagogische Emotionsarbeit im wohlfahrtsstaatlichen Kontext* (S. 216-232). Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Mecheril, Paul (2016). Migrationspädagogik - ein Projekt. In Ders. (Hrsg.), *Handbuch Migrationspädagogik* (S. 8-30). Weinheim: Beltz.
- Mecheril, Paul (2014). Subjekt-Bildung in der Migrationsgesellschaft. In Ders. (Hrsg.), *Subjektbildung. Interdisziplinäre Analysen der Migrationsgesellschaft* (S. 11-28). Bielefeld: Transcript.

- Neckel, Sighard (1993). Achtungsverlust und Scham. Die soziale Gestalt eines existentiellen Gefühls. In Hinrich Fink-Eitel & Georg Lohmann (Hrsg.), *Zur Philosophie der Gefühle* (S. 244-265). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas (2006). *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück.
- Said, Edward (1997). *Covering Islam. How the Media and the Experts determine how we see the rest of the world*. New York: Vintage.
- Schäfer, Alfred & Thompson, Christiane (2009). Scham – eine Einführung. In Dies. (Hrsg.), *Scham* (S. 7-36). Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13(2), 283–293.
- Statistisches Bundesamt (2016). Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus. Fachserie 1 Reihe 2.2 – 2016. https://www.destatis.de/GPStatistik/receive/DEHeft_heft_00070829 (Stand: 22.11.2019)
- Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1996). *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: PVU.
- Uhlendorf, Niels (2018). *Optimierungsdruck im Kontext von Migration. Eine diskurs- und biographieanalytische Untersuchung zu Subjektivationsprozessen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Wellgraf, Stefan (2018). *Schule der Gefühle. Zur emotionalen Erfahrung von Minderwertigkeit in neoliberalen Zeiten*. Bielefeld: Transcript.
- Woellert, Franziska & Klingholz, Reiner (2014). *Neue Potenziale. Zur Lage der Integration in Deutschland*. Berlin: Berlin-Institut.
- Wurmser, Léon (1990). *Die Maske der Scham. Die Psychoanalyse von Schamaffekten und Schamkonflikten*. Berlin: Springer Verlag.

► Primärliteratur

- Cicero (2012, 17 Juni). Iranischer Werbezwar: »Die Deutschen sind zu weich mit Migranten«. *Cicero*. Abgerufen von <https://www.cicero.de/wirtschaft/die-deutschen-sind-zu-weich-mit-migranten/49722> (Stand: 28.04.2020)
- Nürnberger Zeitung (2003, 13 März). Im ›Feindesland‹ gut integriert. *Nürnberger Zeitung*. Abgerufen von <https://advance.lexis.com/api/document?collection=news&id=urn:contentItem:59FD-18W1-JC31-7196-00000-00&context=1516-831> (Stand:07.07.2020)

Die Welt (2010, 08 September). Mehr Schatten als Licht. *Die Welt*. Abgerufen von <https://advance.lexis.com/api/document?collection=news&id=urn:contentItem:50YT-R3M1-JBK9-212V-00000-00&context=1516831> (Stand: 07.07.2020)

Die Welt (2001, 21 März). Die Schläfer-Legende. *Die Welt*. Abgerufen von <https://advance.lexis.com/api/document?collection=news&id=urn:contentItem:4P7-T9N0-TWCN-F1WB-00000-00&context=1516831> (Stand: 07.07.2020)

Die Zeit (2006, 16 März). So ein Nichts vertritt unser Land. *Die Zeit*. Abgerufen von https://www.zeit.de/2006/12/Iran_Einwanderer (Stand: 28.04.2020)

Spiegel Online (2003). Selbstmörderischer Protest. Abgerufen von <https://www.spiegel.de/politik/ausland/bild-des-tages-selbstmoerderischer-protest-a-253750.html> (Stand: 28.04.2020)